

MEINRAD INGLIN

Die Welt in Ingoldau
Roman

LIMMAT



© Meinrad Inglin Stiftung Schwyz

Meinrad Inglin (1893–1971)

Sohn eines Goldschmieds, Uhrmachers und Jägers, wurde mit
siebzehn Jahren Vollwaise. Uhrmacher- und

Kellnerausbildung, trotz fehlender Matura Studium der Literaturgeschichte und Psychologie in Bern, Genf und Neuenburg. Tätigkeit als Zeitungsredaktor, während des Ersten und Zweiten Weltkriegs Offizier im Grenzdienst. 1922 als Journalist in Berlin, danach als freier Schriftsteller in Schwyz. Meinrad Inglin zählt zu den bedeutendsten Schweizer Schriftstellern, für sein Werk erhält er 1948 den Grossen Schillerpreis der Schweizerischen Schillerstiftung und gleichzeitig den Ehrendokortitel der Universität Zürich. Es folgen der Innerschweizer Kulturpreis (1953), der Gottfried-Keller-Preis (1965) und der Wolfgang-Amadeus-Mozart-Preis der Goethe-Stiftung Basel (1967).

www.meinradinglin.ch

MEINRAD INGLIN

Die Welt in Ingoldau

Roman

Nachwort von Daniel Annen

Limmat Verlag
Zürich

Inhalt

Über den Autor

Erster Teil

Kapitel I

Kapitel II

Kapitel III

Kapitel IV

Kapitel V

Kapitel VI

Kapitel VII

Kapitel VIII

Kapitel IX

Kapitel X

Kapitel XI

Kapitel XII

Kapitel XIII

Kapitel XIV

Kapitel XV

Zweiter Teil

Kapitel I

Kapitel II

Kapitel III

Kapitel IV

Kapitel V

Kapitel VI

Kapitel VII

Kapitel VIII

Kapitel IX

Kapitel X

Dritter Teil

Kapitel I

Kapitel II

Kapitel III

Kapitel IV

Kapitel V

Kapitel VI

Kapitel VII

Kapitel VIII

Kapitel IX

Kapitel X

Kapitel XI

Kapitel XII

Kapitel XIII

NACHWORT

EDITORISCHE NACHBEMERKUNG

MEINRAD INGLIN GESAMMELTE WERKE IN 10 BÄNDEN

Erster Teil

I

In Ingoldau starb am zweitletzten Samstag vor Ostern unerwartet und unter sonderbaren Umständen der Pfarrer Klemens Bolfig.

Das Tal von Ingoldau bildet einen weiten Kessel, der nur auf der Westseite gegen den See hin offen liegt. Der scheinbar zusammenhängende, hufeisenförmige Wall, der jedoch aus verschiedenen waldreichen Vorgebirgszügen besteht, hebt sich im Osten unvermittelt zu einer kegelförmigen Höhe, die unter dem Namen «Ingoldauer Rothorn» bekannt ist. In der Mitte zwischen See und Berg liegt das Dorf Ingoldau. Die Sonne trifft es spät, denn das Rothorn wirft am frühen Morgen seinen Riesenschatten über den ganzen Talkessel hin bis an das Seeufer.

Die im romanischen Stil gebaute katholische Pfarrkirche erdrückt mit gewaltigen Flanken die bescheidenen Nachbarbauten. Rings um die Kirche und den Hauptplatz herum scharen sich zwei- und dreistöckige Giebelhäuser; zunächst noch eng gedrängt, folgen sie in unregelmäßiger Linie den fünf Straßen, die vom Hauptplatz ausstrahlen; allmählich stehen sie lichter, werden von Gärten und Rasenplätzen unterbrochen und verlieren sich endlich in die grüne Landschaft. Mehrere Herrschaftshäuser von gemeinsamem Gepräge, die bald dem Dorfe selbst, bald der Umgebung angehören, unterscheiden sich durch ihre Größe und architektonische Gliederung deutlich von den einfachen Bürgerhäusern, so die Stammsitze derer von Rickenbach, von Schönenbuch und von Sagenmatt. In breiter Behäbigkeit wachsen sie mit ihrer weißen, von Klebdächern überschatteten Vorderseite aus reichen Obst- und

Blumengärten heraus. Beachtenswert sind das Rathaus und der sehr alte «Ingoldauer Hof», die mit der Kirche und zwei Bürgerhäusern zusammen den sorgfältig gepflasterten Hauptplatz umrahmen. Mitten auf diesem Platze steht ein runder Brunnen, dessen geschweifte Säule eine steinerne Madonna trägt.

Klemens Bolfig nun, Ehrenkämmerer und Kanonikus, war Pfarrer von Ingoldau. Man sah diesen sehr dicken geistlichen Herrn mit dem aufgedunsenen roten Gesichte etwa die Kirchtreppe hinaufsteigen, wie er bedächtig eine Stufe um die andere nahm, auf der obersten verschnaufend stehenblieb und sich mit dem farbigen Taschentuch den Schweiß abtrocknete; man sah ihn bei Prozessionen unter dem Baldachin langsam, feierlich, in schwere Gewänder gehüllt, das entblößte Haupt von Weihrauch umwölkt, die strahlende Monstranz vor sich her tragen; oder man hörte ihn von der Kanzel herab in kleinen Sätzen und nach jedem Satze lang aussetzend, mühsam und schwer betont, das Wort Gottes verkünden. Sein Ruf als Beichtvater übertraf den aller seiner Amtsbrüder des Bezirkes. Nie zuvor hatte Ingoldau einen Geistlichen besessen, der die menschlichen Fehler und Verirrungen mit so milder Nachsicht beurteilte. Man verdankte das wohl seiner natürlichen Güte, aber mehr noch seiner Erfahrung, die in der Sündenlast einer ganzen Generation wurzelte.

Es war an dem genannten Tage, als er in der Pfarrkirche am späten Abend schweratmend den vordersten Beichtstuhl auf der Frauenseite mit seinem mächtigen Leib ausfüllte. Er hatte wohl schon über zwanzig Lossprechungen erteilt, schob jetzt den Vorhang ein wenig beiseite, blickte hinaus und bemerkte noch zwei wartende Frauen und ein Mädchen. Sogleich zog er sich wieder zurück, um trotz Hunger und heißem Unbehagen diese letzte halbe Stunde in Gottes Namen noch auszuharren.

Die eine der Frauen, die hinterbliebene Gattin des Kantonsingenieurs Alois Reichmuth, der vor kurzer Zeit bei den Notverbauungen am Fronbachtobel um sein Leben gekommen war, saß in schwarzen Trauerkleidern aufrecht da; sie saß, weil sie ihrer Schwangerschaft wegen das lange Knien nicht ertrug. Es war eine junge, großgewachsene Frau, blondhaarig, mit goldenen Ohrringen und etwas unreiner Gesichtsfarbe, eine geborene Rosa Kälin, die jüngere Tochter des Baumeisters Maurus Kälin selig.

Das neben ihr kniende junge Mädchen, Therese Reichlin, wollte ihr den Vortritt geben, was sie jedoch freundlich ablehnte; so begab sich denn Therese zuerst zum Bekenntnis, trug dem Pfarrer, der sich mehrmals prustend den Schweiß von der Stirne wischte, ihre kleinen Fehler vor und kehrte gesammelt zurück.

In jener Haltung, die Schwängern eigentümlich ist, wandelte darauf die Witwe Reichmuth zum Beichtstuhl und ließ sich vor der vergitterten Öffnung langsam auf die Knie nieder. Sie war sich keiner schweren Sünde bewußt, ihre einzige Schuld bestand darin, daß sie in den ersten dunklen Stunden nach dem plötzlichen Tode ihres Mannes an Gottes Güte und Barmherzigkeit gezweifelt hatte und auch an den folgenden Tagen kleinmütig und verzagt gewesen war; in diesem Zustande hatte sie sich an ihrem kleinen Melchior schadlos gehalten und ihn in einer Art verhätschelt, die wohl sündhafte Übertreibung war.

Frau Reichmuth sah, daß sich der Pfarrer in einer gewissen Beklemmung befand, doch maß sie diesem Umstand keine weitere Bedeutung bei. Sie erhob sich nach der Lossprechung schwerfällig und kehrte, die Hände über dem Leib gefaltet, den Kopf erhoben, die Blicke in der bunten Dämmerung des Kirchengewölbes, langsam in ihre Bank zurück, um das Bußgebet zu verrichten.

Als nun die letzte der Wartenden, die Gattin des Doktor Betschart, auf den Beichtstuhl zuschritt, bemerkte man, wie sich am Türchen der Vorhang bewegte. Frau Betschart trug, obwohl sie nicht in Trauer war, ebenfalls schwarze Kleider und hatte unter einem schmalkrempigen Hut ein ernsthaftes Gesicht. Ihre Augen lagen in Vertiefungen zwischen dichten Wimpern und dunklen, von den sanft gewölbten Backenknochen her einfallenden Schatten, und blickten selber mit einer dunklen, zum Widerspruch reizenden Ernsthaftigkeit. Sie sah vor sich das unsichere Profil, den schwulstigen Nacken und den fetten, schwartigen Hals des Beichtvaters, sie legte in wachsender Ängstlichkeit ihr Bekenntnis ab, neigte die Stirn und wartete mit gesenkten Wimpern auf den geistlichen Zuspruch.

Als das gewohnte Räuspern, das gruchsende Atemholen und die väterlich mahnenden Worte ausblieben, schielte sie vorsichtig unter den Wimpern hervor, dann blickte sie erstaunt auf. Der Pfarrer war ganz in sich zusammengesunken, der Kopf hing vornüber, der Mund stand offen, das Kinn ruhte tief in den faltigen Halspolstern. Sie glaubte, daß er eingeschlafen sei und rief leise: «Herr Pfarrer!» Darauf wiederholte sie lauter: «Herr Pfarrer! Herr Pfarrer!» Er rührte sich nicht. Erschrocken starrte sie durch das Gitter, dann schoß sie auf, wollte fortrennen, wandte sich noch einmal um und rauschte endlich, als sie keine Veränderung wahrnahm, aufgereggt hinaus. «Frau Reichmuth! Um Gottes willen, ich glaube dem hochwürdigen Herrn ist etwas geschehen.»

Die Frau und das Mädchen starrten sie einen Augenblick mit fragender Erschrockenheit an, als ob sie es noch nicht recht begriffen. Dann faßte sich Therese und folgte der Aufgeregten rasch zum Beichtstuhl. Die Schwangere erhob sich langsam und wechselte die Farbe.

Frau Betschart schob zaghaft den Vorhang weg. Der geistliche Herr saß immer noch zusammengekauert zwischen den vier engen Holzwänden. Sie rief ihn wiederholt beim Namen, den Blick scheu auf die ihr zugewandte, mit Schweißtropfen behangene Glatze gerichtet. Er rührte sich nicht.

Da ließ die Frau tief erschrocken den Vorhang fallen und sagte, völlig ratlos: «Jesses Gott!» Therese aber bemerkte leise: «Man muß den Sigrist holen!»

Mit einem Ruck wandte sich die Frau zu ihr herum und bettelte eindringlich: «Ja, nicht wahr! Hol' ihn doch! Er wird in der Sakristei sein.»

Therese nickte schweigend und ging.

Der Sigrist erschien hastig mit zwei anderen Männern, die Frauen blickten ihnen eifrig und zu Ratschlägen bereit entgegen.

Frau Reichmuth verließ die Bank, in die sie zurückgekehrt war, näherte sich etwas und sah, wie man den mächtigen Körper des Pfarrherrn mühsam aus dem Beichtstuhl herauszog, wie sich die Männer, mit den Füßen immer wieder neuen Halt suchend, am Boden sperren und die gewaltige, plumpe Last ächzend und ruckweise hochhoben. Ihre Stirn wurde kalt und feucht, sie sah plötzlich das fahle, erloschene Antlitz ihres toten Gatten vor sich und fühlte, wie ihr alles vor den Augen schwand.

Frau Betschart und Therese griffen ihr unter die Arme, führten sie in die frische Luft hinaus, wo sie rasch wieder zu sich kam, und begleiteten sie nach Hause. Sie wandelte zwischen ihnen wie eine erwachte Leiche, erschrocken, schweigend, mit erhobenem, milchweißem Gesicht und feuchter Stirne.

Unter dem Eindruck des gemeinsamen Erlebnisses und erfüllt von der Begier, die Nachricht zu verbreiten,

verabschiedeten sie sich vor dem Hause der Witwe mit ernster Herzlichkeit.

Die Neuigkeit lief trotz der späten Stunde rasch durch das ganze Dorf. Manche Frauen und viele junge Leute eilten nach der Kirche. Auf dem Hauptplatz und vor den Wirtschaften bildeten sich kleine Gruppen.

In der Dämmerung beim nördlichen Kirchenportal stieß der Pfarrhelfer Ehrler auf einen Kapuziner und sprach ihn sogleich an: «Sagen Sie nur – der Herr Pfarrer, hä!» Der braune Klosterbruder nickte, ohne ein Wort zu finden. «Im Beichtstuhl!» fügte der Pfarrhelfer mit flüsterndem Nachdruck hinzu. Der Bruder sah ihn forschend an und schüttelte fassungslos den Kopf. Darauf gingen sie rasch und schweigend ihrer Wege.

Zwei Sigristen trugen den schwarzbedeckten Leichnam des Pfarrers auf einer Bahre eilig zur Kirche hinaus; ein Altardiener mit einer Laterne begleitete sie, der Pfarrhelfer Ehrler folgte. Das herbeigelaufene Volk drängte murmelnd auf die Kirchtreppe und blickte der dunklen Gruppe nach, bis sie unter dem Torbogen des Pfarrhofes verschwand.

II

Das Hochamt ist zu Ende, drei Priester in goldgestickten Meßgewändern verschwinden mit den Altardienern in der Sakristei, die Orgel braust erlöst und stürmisch auf, während das Volk durch fünf geöffnete Portale aufatmend ins Freie strömt und sich in der sonntäglichen Morgensonne mit Wohlbehagen auf die Straßen und Plätze ergießt. Überall entstehen größere und kleinere Gruppen, Familien betreten, von daher und dorthier begrüßt und dahin und dorthin grüßend, den Heimweg, der Orgelsturm in der Kirche bricht plötzlich ab, und die Musikanten tragen ihre Hörner und Geigen vorbei.

Vor dem westlichen Eingang der Kirche, wo die Marktstraße in den Hauptplatz mündet, staut sich eine zähflüssige Masse; Bauern der Umgebung treffen hier zu einer feiertäglichen Unterhaltung oder zur Besprechung eines Handels zusammen. Dichtgedrängt, Schulter an Schulter, versperren sie einander den Weg, drängen und schieben sich schwerfällig vorwärts, bleiben zu zweien und dreien stehen, rauchen ruhig ihre Pfeifen und reden breit vom Heuen, Kalbern und Handeln. Handwerker aus dem Ober- und Hinterdorf, Schreiner, Schmiede, Spengler, Schuster mischen sich unter das Bauernvolk, während mehr gegen den Hauptplatz hin, auf dem Randstein und dem südlichen Kirchtreppenabsatz, Lehrer, Beamte, Bankangestellte und andere besser gekleidete Dorfbewohner zu finden sind.

Mitten auf dem Hauptplatz bewegt sich ungezwungen in mehrfach durchbrochenem Kreise eine Schar gutgekleideter junger Herren, Söhne vornehmer bürgerlicher Familien, die zusammen das Gymnasium oder die Realschule absolviert

haben, aus den verschiedenen Hochschulstädten nach Hause in die Ferien gekommen sind und sich hier ohne Verabredung gefunden haben. Sie zeigen eine gewisse städtische Eleganz, sie tragen Hüte, wie man sie in Ingoldau nicht kaufen kann, und Anzüge, deren Schnitt eben noch in der Mode war. Zwischen den Fingern der Rechten die Zigarette, die Linke in der Tasche oder auf den Hüftknochen gestützt, aufrecht oder etwas verzwängt auf einem Beine ruhend, stehen sie da, wechseln häufig ihre Stellung, reden von Kneipen, von Bummeln, vom Militärdienst, nennen Ingoldau ein langweiliges Nest und beobachten im übrigen mit unauffälligem Fleiß die Kirchtreppen, den Platz und die Straßenausgänge. Sie warten, ohne daß einer dem anderen so etwas eingestehen möchte, auf jene jungen Damen, die zu gut erzogen sind, um sich häufiger, als es gerade notwendig ist, derartigen Beobachtungen auszusetzen. Kehrt nun so ein Fräulein, das man vor zehn Jahren noch am Zopfe gezerrt hat, in Begleitung ihrer Angehörigen, geschmackvoll gekleidet, heiter und sittsam von der Messe zurück, dann lockert sich der Kreis unmerklich, über die Gesichter schattet rasch ehrfürchtiger Ernst, und die Hüte heben sich gemessen; der Gruß wird von der ganzen Familie entgegengenommen und mit einem leichten Senken des Hauptes gelassen erwidert.

Manchmal zeigen sich auf dem Hauptplatz auch einzelne bekannte Kaufleute und Handwerksmeister. Viele von ihnen haben die heilige Messe geschwänzt und den Sonntagmorgen am Stammtisch verbracht, denn es geht ihnen gut, und daher brauchen sie keinen göttlichen Beistand. Es sind zumeist fleißige, wohlgenährte und angesehene Männer, Spezereiwarenhändler, Apotheker, Bäcker, Gastwirte, Uhrenmacher, die mit ihren zahlreichen Familien den bürgerlichen Grundstock der Bevölkerung bilden.

Vor den zwei nördlichen Portalen der Kirche aber drängen sich Frauen jeden Standes schwatzend zusammen oder

wimmeln rufend, lachend und Grüße nickend langsam auseinander. Man beflüsterte eben den plötzlichen Hingang des Pfarrers Bolfig, man nannte die Namen der Frauen, die seinen letzten Augenblicken beigewohnt hatten, und ließ sich immer wieder mit ergriffener Anteilnahme die Art seines Todes beschreiben. Ein seliges und schönes Ende sei es gewesen. Er habe den Blick aufwärts gerichtet, kurz und inbrünstig gebetet, darauf sein Haupt geneigt und mit einer überirdischen Verklärung auf dem Gesichte seinen Geist aufgegeben. An diese Betrachtung schlossen sich eifrig vermutende Gedanken über die bevorstehenden Neubesetzungen. «Jetzt wird, denk' ich, der Herr Pfarrhelfer Ehrler zum Pfarrer gewählt, meinen Sie nicht auch?» – «Jaja, das glaube ich auch; aber dann müssen wir doch einen neuen Pfarrhelfer haben! Wer wird wohl da ...» – «Ja, das nimmt mich jetzt wunder ... vielleicht der Herr Abegg?» – «Nein, das glaub' ich nicht, der Herr Abegg ist doch erst Kaplan geworden.» – «Oh, es wird etwa ein Fremder kommen!» – «Das wäre aber eben gar nicht vorteilhaft, wissen Sie, er hat doch die ganze religiöse Leitung der Jugend unter sich.» – «Hoffentlich ist es ein guter Beichtvater!» – «Der Bischof wird ihn halt auslesen.» – «Jaja, ja natürlich ...»

Plötzlich streifte die wundrigen Frauen das Gerücht, man wisse bereits, wer bestimmt sei, die Viktoria wisse es. Es sei der junge Herr Reichlin, ein Ingoldauer, der im letzten Jahre seine theologischen Studien beendet und in der Pfarrkirche Primiz gefeiert habe. Mehrere Frauen suchten darauf die Viktoria und knüpften unauffällig mit ihr an.

Viktoria von Rickenbach, die Schwester des alten Obersten von Rickenbach, war ein betagtes Fräulein von hohem Wuchse und erstaunlichem Umfang. Sie trug bauschige schwarze Seidenkleider, sprach die Mundart gewählt mit französischer Betonung, und lächelte, wenn sie mit Ingoldauern in Berührung kam, unnahbar süß und fern, wie

aus einem anderen Zeitalter herüber. Obwohl sie die am meisten genannte Person des ganzen Dorfes war, kannte kein Mensch sie genau. Es schien, als ob das Volk eine Gestalt brauche, an der es seine Ehrfurcht und heimliche Dienstbereitschaft, seinen Witz, seine Spottsucht und seine Entrüstung auslassen konnte. Allgemein wurde sie nur Viktoria genannt. «Jesses, Pfiktoria!» schrie jene dicke Bürgerin wahrhaft erregt, als sie die ansehnliche Dame zum erstenmal im Leben gänzlich unerwarteterweise auf ihre Spielwarenhandlung zusteuern sah. «Viktoria, Viktoria, Vivelivumm, Pum pumm!» sangen die Lausbuben auf der Straße. «Guten Tag, Fräulein von Rickenbach!» grüßte die Frau des Zuckerbäckers, in ungeheuchelter Ehrfurcht ersterbend, wenn die begehrte Kundin den Laden betrat. «O die cheibe Paßgiige!» maulte der kleine Bürger, wenn im Wirtshaus von ihr die Rede war. «Luegid au, luegid au, wie kommt *die* wieder daher!» tuschelten die Frauen lachend hinter ihrem Rücken.

Aber freilich, wenn sie langsam, gemessen, mit feierlicher Schleppe und hoheitsvoller Miene, wie an der Spitze einer ganzen Prozession durch die Straßen wandelte, konnte man ihr trotz allem eine gewisse komische Großart nicht absprechen.

Als die Frau des Genossenschreibers Schibig auf dem schützenden Umweg über eine Angelegenheit des Frauenvereins an jenes Ende gelangt war, wo man das sachliche Gespräch entweder abbricht oder in eine vertrauliche Unterhaltung umbiegt, erlaubte sie sich die Frage nach dem neuen Pfarrhelfer. Liebenswertig auflächelnd und, wie es schien, etwas herablassend, gab Viktoria ihre Ansicht kund. An ihrer Aussprache der Ingoldauer Mundart fiel die ungewohnte Betonung der Endsilben auf; außerdem formte sie das R nicht mit der Zungenspitze, sie holte es, wie manche Franzosen, aus der

Kehle herauf. Diese Gewohnheit besaßen, mehr oder weniger, alle von Rickenbach.

«Ich will nicht sagen, daß ich weiß, wer der neue Herr sein wird, aber wenn es auf mich ankäme, dann müßte es der junge Herr Reichlin sein», erklärte Viktoria, indem sie den Namen Reichlin mit einer Entschiedenheit betonte, als ob jemand dagegen Einsprache erhoben hätte.

«Ich habe ihn», fuhr sie freundlich überlegen fort, «bei der Primiz als unseren Gast kennen gelernt, Madeleine war doch seine geistliche Braut. Ich darf schon sagen, daß es ein sehr geistvoller junger Mann ist. Unser gnädiger Herr und Bischof, mit dem wir ja verwandt sind, wird vermutlich selber an ihn denken, und sonst, mon dieu, könnte man ihm immer noch den Vorschlag machen.»

Das Fräulein nickte mit vorsichtiger Liebenswürdigkeit, ließ die eifrig zustimmenden Frauen stehen, und rauschte zwischen rasch und schweigend beiseite tretenden Leuten hindurch feierlich nach Hause.

III

Oberst Benedikt von Rickenbach saß vornübergebeugt und unentschieden, als ob er sich sogleich wieder erheben wollte, auf dem äußersten Rand des gepolsterten Lehnstuhls und musterte durch einen goldenen Klemmer, den er sich mit der rechten Hand vor die Augen hielt, ärgerlich zweifelnd die gelblich angelaufenen Kupferstiche eines alten Werkes über die kriegerische Entwicklung der alten Eidgenossenschaft. Als er auf der letzten Seite angekommen war, ließ er den Klemmer am Schnürchen baumeln, klappte den Band zu, warf ihn auf den Tisch, erhob sich langsam und ging brummend zum Bücherschrank, dem er einen neuen, umfangreichen Band entnahm. Nachdem er auch darin eine Weile geblättert hatte, begab er sich zum Tische zurück, drückte den Klemmer heftig auf die Nase, schrieb stehend einige Sätze auf ein Blatt Papier, ließ den Klemmer wiederum baumeln, lief mit mühsamer Heftigkeit vor einen kleinen Seitentisch und musterte die Karte, die darauf ausgebreitet war, wobei er sich bald ächzend mit krauser Stirn über sie beugte, bald aufgerichtet nachdenklich das ganze Bild überblickte.

Dieser alte Soldat arbeitete trotz seiner Gebrechlichkeit mit einem unsteten Tateifer, er konnte nicht eine Stunde ruhig nachdenken und schreiben, er mußte immer etwas herumzirkeln, blättern, zeichnen oder rechnen. Er verfaßte ein Werk über die Verteidigung der Ingoldauer Anno 1798 beim Angriff der Franzosen auf die Fronegg und auf andere Punkte der umliegenden Höhen. Diese Arbeit, die er mehr aus Liebhaberei als aus wissenschaftlichem Antrieb unternommen hatte, füllte einen großen Teil seiner Tageszeit aus; indessen ließ er sie oft auch wochen- und monatelang

liegen. Daneben präsierte er das Kantonsgericht, verfolgte mit ruppiger Kritik das öffentliche Leben, und begab sich nach dem Mittagessen regelmäßig in den Ingoldauer Hof zum Kaffeejaß.

Er hatte mit seiner um fünf Jahre jüngeren Schwester Viktoria zusammen die Jugend in Ingoldau verbracht, darauf ein Jesuitengymnasium in Österreich absolviert, in Heidelberg und in Paris die Rechte studiert, und sich kurz vor dem Tode seines Vaters, des Landammanns Theodor von Rickenbach, mit der Tochter einer alten französischen Emigrantenfamilie in Genf verlobt. Nach der endgültigen Rückkehr widmete er sich der Politik, um auf dem üblichen Weg in die Regierung zu gelangen; allein ein junger Herr von Schönenbuch kam ihm zweimal in so unverschämter Weise zuvor, daß er sich verbittert aus der Politik zurückzog und seinen Ehrgeiz ausschließlich auf die militärische Laufbahn richtete. Er führte längere Zeit das Ingoldauer Bataillon, später vertraute man ihm das Kommando über das Regiment des Kantons an, und schließlich wurde er zum Brigadekommandanten ernannt. Sein ältester Sohn widmete sich mit mehr Glück, als ihm beschieden gewesen, dem Staatsdienst, sein jüngerer dem Handel, was er zwar billigte, aber nicht besonders schätzte, während die einzige Tochter zu seinem größten Ärger einem von Schönenbuch in die Ehe folgte. Nachdem man ihn zur Verfügung des Generalstabes gestellt hatte, wählte ihn der Kantonsrat zum Gerichtspräsidenten.

Wenn er sich in seiner bequemen, mit Hirschhornknöpfen bis zum Halse geschlossenen Jacke hinter einem Stuhl breit aufpflanzte, die Arme straff auf die Lehne stellte und, den grauen geschorenen Kopf zwischen den vorgeschobenen Achseln, mit halb argwöhnisch, halb listig zusammengekniffenen Augen einen fremden Menschen musterte, machte er den Eindruck eines noch äußerst

spannkraftigen Alten. Seine lahmen Bewegungen zeigten jedoch rasch, daß er keine großen Sprünge mehr ausführen konnte. Das kennzeichnende Merkmal seiner Familie, die scharf aus der Wurzel springende, steil abfallende Nase war auf seinem Gesicht infolge einer alten, aufgequollenen Narbe, nicht sehr deutlich ausgeprägt, so daß man ihn ebensogut für einen von Rickenbach anderer Herkunft halten konnte. Es gab nämlich neben der Ingoldauer Hauptlinie einzelne Abzweigungen, die früh mit der Überlieferung gebrochen und sich bürgerlichen Berufen zugewandt hatten.

Da in diesem durchaus demokratischen Staatswesen keinerlei Vorrechte mehr gewährt wurden, beruhte der starke öffentliche Einfluß der Familie und anderer alter Geschlechter, wie der von Schönenbuch, lediglich auf Reichtum, Ansehen und Tüchtigkeit. Sie führten Stammbäume, die bis in das dreizehnte Jahrhundert zurückreichten. Viele ihrer Ahnen hatten als Edle und Anführer von Söldnertruppen in französischen und neapolitanischen Diensten gekämpft und waren reich an Geld und Ehren nach Ingoldau zurückgekehrt. Während die von Rickenbach sich einen gewissen französischen Anstrich gaben, in öffentlichen Angelegenheiten und im Verkehr mit der bürgerlichen Welt Zurückhaltung übten, ihre Söhne bei österreichischen Jesuiten, ihre Töchter in französischen Instituten erziehen ließen, und im politischen Leben die konservative Hauptrolle spielten, hatten sich die von Schönenbuch den liberalen Strömungen des Zeitalters nicht verschlossen und rechtzeitig den Anschluß an das Bürgertum gesucht.

Der alte Oberst war mit seiner Arbeit auf eine Klippe geraten. Er hatte Dokumente aus dem Familienarchiv benutzt und stieß nun auf Tatsachen, die bisher unbekannt geblieben waren und ihm jede Freude verdarben. Es stellte sich heraus, daß die Ingoldauer den «Heldenkampf auf der Fronegg» nur

aus Mangel an Einsicht und Überlegung unternommen und eine gründliche Abfuhr erlitten hatten, an welcher der Hauptmann Jakob von Rickenbach keine geringe Schuld trug. «Lueg, der Hagel, der Hagel!» brummte der Oberst, als er auf den entscheidenden Beweis stieß. Er ließ Bücher und Karten unschlüssig liegen und blieb aufrecht in seinem Lehnstuhl sitzen.

Da klopfte Viktoria und trat, als sie keine Antwort erhielt, spähend in den Türspalt, um sich sofort mit Förmlichkeit zu entschuldigen: «Pardon, colonel! Ich hätte gern mit dir über etwas gesprochen.» Damit schloß sie die Tür, schritt auf den Bruder zu und begann, seine Zustimmung voraussetzend, mit ihrer gläsernen Stimme in familiärer Weise herauszusprudeln: «Es handelt sich nämlich um die Besetzung der neuen Pfarrhelferstelle ...» Daran knüpfte sie, ohne auf die geladene Schweigsamkeit ihres Zuhörers zu achten, eine Betrachtung über die Wichtigkeit des Postens, über die Hoffnungen der Bevölkerung, über die besondere Eignung des jungen Herrn Reichlin, und kam schließlich zur Hauptsache: «... und darum habe ich gedacht, du könntest vielleicht unseren gnädigen Herrn davon verständigen? Er wird sicher auf dich hören!»

Der Oberst wartete drei gespannte Sekunden lang, um sich zu überzeugen, daß sie ausgeredet hatte, dann fuhr er entrüstet auf: «Das würde euch wieder passen, hä?» Er stützte seine Arme auf die Seitenlehnen, drehte sich, seiner Schwester den Rücken zukehrend, mit einem mühsamen Ruck herum, blickte mit zusammengekniffenen Augen durch das gegenüberliegende Fenster und fuhr etwas mäßiger, aber in unwillig wegwerfendem Ton fort: «Fällt mir nicht ein. Ich bin kein Anwalt für Weiberwünsche. Und dann geht mich die Sache auch gar nichts an.»

Viktoria verwahrte sich gegen die Weiberwünsche und drang weiter in ihn. Da erhob sich der Oberst plötzlich, trat

dicht vor sie hin, zeigte mit einer Kopfbewegung auf ein Ahnenbild, das den Hauptmann Jakob von Rickenbach darstellte, und sagte, gespannt, als ob er eine Drohung ausspräche: «Weißt du auch, daß das mit den Heldentaten von unserem Herrn Vorahn da ein verdammter Schwindel ist?»

Viktoria tat zwei rasche Schritte rückwärts und sah ihren Bruder verblüfft an. Darauf sagte sie leise, entsetzt: «Quelle horreur!» Sogleich aber besann sie sich und suchte, mit Erkundigungen eifrig anknüpfend, auf diesem Umweg die brüderliche Bereitschaft. Sie erhielt jedoch keine Antwort mehr und zog sich endlich zurück, wobei sie tief Atem holte, einen Seufzer ausstieß, die Achseln zuckte und den Kopf schüttelte.

Im Wohnzimmer setzte sie sich in einen gewaltigen Lehnstuhl, drückte ihr Doppelkinn unzufrieden in den faltigen Hals und überlegte, ob es ratsam sei, den fehlgeschlagenen Versuch bei ihrem ungalanten Bruder zu erneuern; da trat Madeleine zu ihr. Sie zog die Kleine an sich, strich ihr mit der Rechten über den braunen Scheitel, sagte: «So, ma petite», und betrachtete sie lächelnd. Dann fuhr sie freundlich fort: «Denkst du auch noch an deinen hochwürdigen Herrn Bräutigam?»

«Ja, natürlich! Das vergesse ich doch nicht, was meinst du!» entgegnete sie sogleich mit komischer Selbstverständlichkeit und dachte an den feierlichen Tag zurück, da sie im weißen Seidenkleidchen neben dem jungen Primizianten zum Altare geschritten und dem Schauer der Ehrfurcht in ihrer Schwäche beinahe erlegen wäre. «Jä – wo ist er jetzt?» fragte sie weiter. «Kommt er etwa wieder nach Ingoldau?»

Die Großtante lächelte. «Voyons! Möchtest du, daß er wieder käme? Weißt du was?! Sag' es dem Großpapa! Sag' ihm, er solle es dem Bischof schreiben!»

«Aber wenn der Großpapa böse wird, wenn ich ihm das sage?» fragte sie zweifelnd.

«O nein, er wird nicht böse. Sei nur recht lieb mit ihm! Er hat dich gern, weißt du.»

«Ja, aber dann muß ich ihm wieder einen Kuß geben, und er hat immer so einen Bart», wandte sie schmollend ein.

Die Großtante erklärte ihr lachend, daß man den Großpapa auch auf die Stirn küssen könne, wo kein Bart wachse. Daran fand die Kleine Gefallen und erklärte sich einverstanden.

Sie ging sogleich hinüber zum alten Herrn und trat vorsichtig bei ihm ein. Der nickte zuerst freundlich, aber als er ihren Wunsch vernahm, kniff er die Augen zusammen und sagte schroff: «Geh, sag' deiner Großtante, sie soll sich nur nicht weiter bemühen!»

Die Kleine erschrak, zog sich mit Tränen in den Augen zurück und ging, um der Großtante auszuweichen, der sie nun ernstlich böse war, in den Gartensaal hinab. «Ach, die Großtante!» dachte sie ärgerlich, trat zum offenen Fenster und sah nachdenklich über den Garten hin. Ihr hübsches, schmales Köpfchen war leicht geneigt und ganz von Licht umflossen. Nach einer Weile traf ihr Blick den Kirchturm, der scheinbar zwischen Tannen und knospenden Bäumen stand. Es fiel ihr ein, daß es doch schöner wäre, wenn sie beim Herrn Reichlin beichten könnte, statt beim Pfarrhelfer Stöckli, der gar keinen Takt besaß. Der Herr Reichlin war jung und lustig und machte nicht immer ein Gesicht wie sieben Tag Regenwetter. Wenn er nur wieder nach Ingoldau käme ...

Sie öffnete den Mund, sperrte die Augen auf und hing dem Gedanken nach. Plötzlich lachte sie ganz entzückt, lief zum Großpapa, legte den Arm um seinen Nacken, sah ihm tapfer in die grauen Augen und sagte ernsthaft: «Großpapa, du mußt mir verzeihen, ich habe dich nicht zornig machen wollen. Es

ist wahr, die Großtante hat mich geschickt. Aber diesmal, Großpapa, hat mich niemand geschickt.»

Der Oberst taute auf und sagte mit scherzhaftem Grimm: «Jäh, Leneli – sicher? Schön! Und was willst du nun von mir, hä?»

Da antwortete sie zögernd und kleinlaut: «Ich möchte halt auch, daß der Herr Reichlin kommt.»

«Was? Warum denn?» fragte er rauh.

Sie erschrak ein wenig, fühlte aber sogleich, daß sein Wohlwollen nicht erloschen war. «Weil er doch so ein ... so ein ... weil ich doch seine geistliche Braut gewesen bin», erklärte sie. «Gelt, du schreibst dem Bischof», fuhr sie ermuntert fort, «gelt, Großpapa?» Sie schmeichelte ihm spielend, umschlang ihn mit den Armen und küßte ihn plötzlich auf die Stirn.

Die zweifelhafte Laune des alten Herrn verschwand fast augenblicklich; wohligh durchdrungen und nicht ohne heimliche Rührung tätschelte er seine Enkelin auf den Rücken, lachte in tiefen, heiseren Stößen leise vor sich hin und knurrte vergnügt: «Wir wollen sehen, wir wollen sehen! Aber du darfst der Großtante nichts davon sagen, verstanden?»

Madeleine versprach es eifrig und machte sich mit strahlendem Gesicht davon.

Der Oberst aber warf einen mißtrauischen Blick auf seine Papiere, besann sich ein wenig, packte sie plötzlich zusammen und legte das ganze Bündel in ein Wandkästchen. «Ich pfeif' doch auf den alten Chabis», brummte er mit Überzeugung und schloß über der staubigen, irreführenden und unfruchtbaren Vergangenheit den Deckel ab.

Darauf reckte er sich ein wenig, tat ein paar Schritte und fühlte sich durchsonnt, erwärmt und froh bewegt. «Cheibe Meiteli!» schmunzelte er und lachte seine leise knurrenden Stöße aus einer so tiefen Befriedigung heraus, als ob er in

seinem ganzen übrigen Leben nie etwas anderes geerntet hätte als Haß oder Gleichgültigkeit.

IV

Außer dem Stammsitz gehörte der Familie von Rickenbach noch ein Haus an der Marktstraße, ein einfaches, zweistöckiges Giebelhaus. Im Erdgeschoß hatte Jakob Sigrist, der Mieter des ersten Stockes, eine Wirtschaft eingerichtet. Das war die Wirtschaft zur «Rebe». Über der Tür hing ein Schild mit zwei von Weinlaub umrankten Trauben, auf die Fensterscheiben war mit weißer Farbe gemalt: Wein, Bier, Most.

Wenn sich keine Gäste in der Wirtsstube befanden, stand Sigrist vor der Tür, rauchte behaglich seinen Stumpen, nickte einem Fuhrmann zu und betrachtete teilnehmend das langsam vorüberknarrende Fuhrwerk. Abends half er seinen Stammgästen beim Jaß aus, oder setzte sich zu anderen, die nicht jaßten, erspähte den Augenblick, da einer sein Glas bis zur letzten Neige austrank, und begann unvermittelt den neuesten Witz zu erzählen; mittendrin hielt er plötzlich inne, griff nach dem geleerten Glas, fragte freundschaftlich auffordernd: «Nisch nu es Bierli?» und erzählte seinen Witz lebhaft zu Ende. Es schien, als ob er beim Sprechen etwas stottere, doch war es kein eigentliches Stottern, da er mit der Zunge nicht anstieß, es waren vielmehr gewisse Hemmungen, die da und dort den raschen Fluß seiner Rede für eine oder zwei Sekunden unterbrachen. Diese Eigentümlichkeit machte sich aber erst dann auffällender bemerkbar, wenn er hitzig wurde und die Unterhaltung mit seinen blumigen Anschaulichkeiten würzte.

Lief das Gespräch um Dinge, die ihn nichts angingen, dann lehnte er sich mit seinem breiten Rücken an den Ofen, rollte den Stumpen vom rechten in den linken Mundwinkel

oder nahm ihn mit drei Fingern heraus, betrachtete ihn, schob ihn langsam wieder zwischen die Lippen, kreuzte behaglich die Füße und blickte mit seinen wässerigen Äuglein über die dicken roten Backen hinweg pfiffig gemütlich nach den Menschen.

Hinter dem braungelben Schenktisch, zwischen zwei Flaschenreihen farbiger Schnäpse, erhob sich breit, üppig und gelangweilt seine Frau.

Sigrist hatte sie im Kurort am See in einem Gasthof zweiten Ranges kennen gelernt. Er war dort zuerst Schenkbursche, dann Portier gewesen und eben zum Concierge vorgerückt, als sie die Gouvernantenstelle übernahm. Da sie beide aus Ingoldau stammten, war zwischen ihnen ein freundschaftliches Verhältnis entstanden.

Es ergab sich, daß sie vom unsteten Hotelleben genug bekommen und längst auf die Gelegenheit gewartet hatten, sich auf eigene Füße zu stellen. Die Freundschaft endete mit der Verlobung, sie kündeten gleichzeitig, lösten in Ingoldau das Wirtschaftspatent und gründeten in der leerstehenden Wohnung des von Rickenbachschen Hauses an der Marktstraße die «Rebe».

* * *

Den zweiten Stock desselben Hauses bewohnte der Genossenschreiber Schibig mit seiner Familie und der Nichte Verena. Der Genossenschreiber war groß, kurzgeschoren und von sehr gerader Haltung. Er trug einen Stahlklemmer mit Schnürchen, der sich nach vorn neigte und zu den Augen in einem beträchtlichen Winkel stand; da er aber, um richtig zu sehen, die Mitte der Gläser durchblicken mußte, die etwas tiefer lag als seine Augensterne, schien es, als ob er alles in überhebender Weise von oben herab betrachte. Dabei besaß er

ein äußerst mißvergnühtes Gesicht; besonders die Züge um seinen Mund herum waren von einer Verächtlichkeit, hinter der man viel beleidigte Würde und unverdiente Zurücksetzung vermuten konnte. Unwillkürlich traute man diesem Munde keinen anderen Ton zu als den der äußersten Geringschätzung.

Schibig hatte bis zu seinem sechzehnten Jahre neben neun Geschwistern in sehr beschränkten Verhältnissen gelebt, darauf, vom Geist der Strebsamkeit ergriffen, dem ärmlichen Kreise den Rücken gekehrt, mit Schreifarbeiten seinen Unterhalt verdient und auf eigene Rechnung gelebt. Von jenem Zeitpunkt an aber, da er seine alten, verflochten Kleidungsstücke an den Nagel hängen, einen bürgerlichen Anzug kaufen und ein Zimmer mieten konnte, war die ganze Familie mit einer Hartnäckigkeit hinter ihm her gewesen, als ob er das Geld nur so haufenweise verdiente. Gegen diese Zumutungen, die oft der Bedürftigkeit und wirklichen Not entsprangen, oft aber auch nichts anderes waren als Neid und Mißgunst, wehrte er sich zäh und rücksichtslos. Er sagte sich, daß ihm, um vorwärtszukommen, nichts anderes übrigbleibe, als alle Beziehungen mit den zudringlichen Geschwistern abzurechnen, und er führte dies auch mit einer Gründlichkeit durch, die nicht ohne Folgen blieb. Als bald hielt man ihn dort, wo er hergekommen war, für einen herzlosen, hochmütigen Menschen, und dort, wo er zunächst hinwollte, für einen etwas beschränkten, eigensüchtigen Streber.

Als er vom bloßen Schreibgehilfen auf dem Büro der Allmendsgenossenschaft zum eigentlichen Genossenschreiber vorgerückt war, glaubte er, daß nun etwas erreicht sei, und heiratete zum siegreichen Abschluß seiner Kämpfe um ein bürgerliches Dasein die Witwe seines Vorgängers. Von jener Zeit an begann er mit einer fast fanatischen Gewissenhaftigkeit seine Beamtenpflicht zu erfüllen, wie um sich selber zu beweisen, daß er nicht der war,

für den man ihn hielt, und um damit die Welt wenigstens zu seiner eigenen Genugtuung der Ungerechtigkeit zu überführen. Diese seltsame Art von Rache gelang ihm denn auch. Er konnte jetzt, nach einer mehr als zwanzigjährigen Tätigkeit, mit Befriedigung feststellen, daß es sehr wenige Menschen gab, die so verkannt gewesen waren und trotzdem ihre Pflicht täglich so gewissenhaft erfüllt hatten wie er. Die, seiner Natur eigentümlich gewordene, blinde, verächtlich geringschätzig Abwehrstellung gegen seine Mitmenschen erhielt damit einen gewissen rechtfertigenden Grund, und sein Selbstbewußtsein wurde unerschütterlich.

Nach dem Tode seines ältesten Bruders, der sich ebenfalls ordentlich heraufgearbeitet und seiner Tochter Verena rund zweitausend Franken hinterlassen hatte, wurde er zum Vormund bestimmt und nahm das Mädchen vorläufig zu sich. «Ja – kannst am Ende zu uns kommen», antwortete er der Ratlosen mit einer Miene, als ob er das größte Opfer brächte. «Freilich müßtest du dann im Haushalt helfen. Und so ganz umsonst könnte ich es auch nicht tun, ich würde ein Geringes für Kost und Unterkunft verlangen. Wir bekommen auch nichts geschenkt.»

Verena oder das Vreni, wie es bald allgemein genannt wurde, war froh über die hilfbereite Hand des Onkels und erklärte sich einverstanden. Es zog in das Haus an der Marktstraße und übernahm willig alle Arbeiten, die man von ihm verlangte. Es nähte, flickte, machte Gänge zum Metzger, besuchte den Markt, half der Dienstmagd, besorgte die Kinder und erwies sich als zuverlässig. Nach vier Wochen wurde die Magd entlassen, und Vreni übernahm nun auch die Arbeiten in der Küche. Es brannte das Feuer an, kochte und wusch das schmutzige Geschirr ab, es heizte die Öfen, fegte die Treppen und war tätig von früh bis spät. Man sah etwa, wie es am Herde kauerte und mit runden Backen das Feuer anblies, man sah sein gerötetes Gesicht über einen brodelnden Topf